

Dass die Sprache stimmt

Was Predigerinnen von Dichtern lernen können

Für die Dichterin Hilde Domin schafft die poetische Sprache eine heilsame reflexive Distanz zum Geschehen. Worte, die eine »Reserve des Ungesagten« bereitstellen, eröffnen Raum für die Hörenden. Auch Predigten können in diesen Raum führen.

In einem Schreibarbeit-Seminar an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich stellte der Schriftsteller Adolf Muschg seinen Literaturstudentinnen und -studenten die Aufgabe, einen Text zu schreiben zum Thema »Etwas, das noch niemand gesehen hat«. Muschg verdeutlicht seine Aufforderung: »Es ging darum, nicht etwas ganz Neues zu sehen, sondern etwas ganz neu zu sehen. Also kraft unserer Sprache Zeichen zu setzen, die das vermeintlich Wohlbekannte so wiedergeben können, als ob es noch keiner gesehen hätte.«¹

Die Schreibaufgabe Adolf Muschgs erinnert mich an die Herausforderung, vor der Predigerinnen und Prediger stehen: »Wir verkündigen, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, was keinem Menschen in den Sinn gekommen ist ...« (1 Kor 2,9). Während bei Paulus die Frage nach dem Inhalt des Neuen im Vordergrund steht, will Muschg seine Studierenden lehren, etwas »kraft unserer Sprache« neu zu sehen.

Beim Predigen geht es um beides. Mit der hermeneutischen Kompetenz ist immer auch eine sprachliche Kompetenz gefordert. Dabei ist Sprache nicht einfach eine Form, in die der zuvor gefundene Inhalt im letzten Arbeitsgang gebracht wird. Schon das Lesen und Verstehen geschieht in Sprache, die in sich selbst das Potenzial enthält, eine neue, »andere« Sicht der Wirklichkeit zu erschließen. »In der Gestalt menschlicher Sprache vermittelt sich deshalb der Trost, die Kritik und die orientierende Kraft des Glaubens.«²

Was kann Predigern und Predigerinnen helfen, Sprache derart Neues erschließend zu verwenden? Wer regelmäßig predigt, läuft Gefahr, sich zu wiederholen, dieselben Bilder und Metaphern so lange zu verwenden, bis sie wie ein alt vertrauter Handschuh passen. Dadurch kann der direkte Kontakt, das Fingerspitzengefühl für die offenen Fragen und Widerstände des Lebens wie der biblischen Texte verloren gehen. Wo lässt sich also lernen, wieder neu und »hautnah« vom Abenteuer der Geschichte Gottes mit den Menschen zu sprechen?

Solche Fragen standen am Beginn meiner Forschungsarbeit zur Predigtsprache.³ Dabei habe ich mich neben der Auseinandersetzung mit Sprache innerhalb der Homiletik vor allem auf dem Forschungsfeld »Theologie und Litera-

tur« umgesehen. Auf diesem Feld suchen seit den 1970er-Jahren Theologinnen und Theologen auf eine neue Weise das Gespräch mit Literatur und Literaturwissenschaft.⁴ Dorothee Sölle und Karl-Josef Kuschel prägten dies je auf ihre Weise. Dorothee Sölle ging es darum, wie ein theologischer Gehalt in nicht-religiöser, weltlicher Sprache formuliert und verstanden werden kann – in ihren Worten: »Wie gelingt die Realisation eines theologischen Gehaltes in der nicht-religiösen weltlichen Konkretion?«⁵ Karl-Josef Kuschel brachte ein methodisches Instrument in die Diskussion ein, die strukturelle Analogie, mit der religiöse und literarische Texte nach Entsprechungen und Abweichungen in Form, Stil und Struktur untersucht werden können.⁶ Literatur soll dabei nicht durch die Theologie vereinnahmt oder instrumentalisiert werden. Sie kann jedoch als kritisches Korrektiv an der Sprache der Theologie wirken. Durch die Beschäftigung mit Literatur können auch Predigende neue Möglichkeiten der Sprache entdecken und ihre eigene Sprachsensibilität fördern.

In meiner Forschungsarbeit wählte ich als Gesprächspartnerin für meine Frage nach den Möglichkeiten der Sprache die Lyrikerin Hilde Domin. Bekannt ist sie vor allem durch ihre Gedichte. Sie hat sich jedoch auch eingehend zur Dichtungstheorie geäußert. Ihre Vorträge und Essays dazu veröffentlichte Hilde Domin Ende der 1960er-Jahre im Buch »Wozu Lyrik heute«.⁷ Zwanzig Jahre später hielt sie die Frankfurter Poetik-Vorlesung, in der sie ihre Poetik noch einmal entfaltete sowie an eigenen und fremden Gedichten veranschaulichte.⁸

Hilde Domin (1909–2006)

Ein Blick in das Leben der Dichterin macht ihr kraftvolles Eintreten für Humanität in ihren Ge-

dichten und in ihrer Dichtungstheorie verstehbar. 1909 in Köln als Tochter jüdischer Eltern geboren, verließ sie Deutschland schon 1932 zusammen mit ihrem späteren Mann Erwin Walter Palm. Aus dem Studienaufenthalt in Rom wurde schließlich ein über zwanzig Jahre währendes Exil, davon 14 Jahre in Santo Domingo auf der Karibikinsel Hispaniola. Dort, »am Rande der Welt«, begann Hilde Domin im Alter von 42 Jahren Gedichte zu schreiben. Nach der fluchtbedingten Sprachodyssee über Italienisch, Englisch und Spanisch fand sie zurück zur deutschen Sprache, die ihr einerseits unverlierbare Heimat bedeutete. Andererseits begegnete sie ihrer Muttersprache auch zwiespältig, denn es war auch die oft missbrauchte Sprache ihrer Verfolger.⁹

Hilde Domin's Lyrik ist geprägt von der Kraft des Dennoch, von einem Urvertrauen, das die Dichterin ihren Eltern verdankt und das ihr trotz schlimmer Erfahrungen nie abhanden kam. Dies bezeichnet sie selbst als Wunder. In einer Rede mit dem Titel »Humanität bei Lebzeiten – eine Utopie?« sagte sie 1978: »Das Wunder, für das hier Bereitschaft verlangt wird, besteht für mich darin, nicht im Stich zu lassen. Sich nicht und andere nicht. Und nicht im Stich gelassen zu werden. Das ist die Mindest-Utopie, ohne die es sich nicht lohnt, Mensch zu sein.«¹⁰

Wenn die Autorin über das Dichten nachdenkt, dann schöpft sie aus ihrem breiten literarischen, philosophischen und soziologischen Wissen. Sie ist sehr an der Frage interessiert, welche Bedeutung Gedichte für die Gesellschaft haben, gerade in der politisch-sozialen Umbruchsituation von 1968. Gedichte zu schreiben war für sie zu einer existenziellen Notwendigkeit geworden. »Schreiben [ist] für mich wie Atmen: Man stirbt, wenn man es lässt.«¹¹ Das Gedicht ist für die Lyrikerin grundsätzlich zweckfrei. Wer schreibt, schreibt nicht »um zu«. Dennoch ist das literarische Kunstwerk unverzichtbar, weil

es für Dichterin und Leser einen Freiraum eröffnet: Wer sich mit Dichtung befasst, unterbricht während dieser Zeit den Alltag, schafft Distanz, gibt sich dadurch Gelegenheit zur Selbstfindung und die Möglichkeit, die Welt, das Leben neu zu sehen: ein Augenblick von Freiheit. Noch unabhängig von der inhaltlichen Möglichkeit, Erfahrungen von Entfremdung und Unmenschlichkeit zu benennen, erhält damit schon die Beschäftigung mit Lyrik eine öffentliche Bedeutung. Denn wer sich ausklinkt aus dem Räderwerk des Funktionierens wird »für einen Augenblick Subjekt, nicht Objekt der Geschichte«¹².

Hilde Domin hat also einen doppelten Anspruch an das Gedicht, einen inhaltlichen (benennen) und einen formalen (Freiraum ermöglichen). Der Mut, der dazu von der Dichterin gefordert ist, ist ein dreifacher: der Mut, sie selbst zu sein, der Mut, nichts umzulügen, und der Mut, an die Anrufbarkeit der Menschen zu glauben. Das Gedicht soll zu einem »magischen Gebrauchsartikel« werden, der in der je eigenen Rezeption durch die Lesenden sich stets neu konkretisiert und zur neuen Begegnung mit sich selbst und der Wirklichkeit einlädt. Möglich wird dies durch die besondere sprachliche Gestalt des Gedichts. Es soll musterhaft, authentisch und einmalig sein.

Hilde Domin prägte einen neuen Begriff als Merkmal der Lyrik: die »unspezifische Genauigkeit«. Damit will sie sowohl Ungenauigkeit als auch die Festlegung der Wirklichkeit durch detailliertes Benennen vermeiden. »Unspezifische Genauigkeit« sucht im Spezifischen den (übertragbaren) Kern: das, was sich aus der konkreten Erfahrung der Dichterin in der Erfahrung des Lesers wieder erkennen lässt. Durch die »unspezifische Genauigkeit« behält das Gedicht eine »Reserve an Ungesagtem« und ermöglicht es den Lesenden, die im Gedicht eingefrorene Erfahrung im Blick auf ihr eigenes Leben »aufzutauen« und

anzueignen. Dadurch wird die Sprache des Gedichts zur poetischen Sprache: »Die Worte haben Luft um sich und können also Sprünge machen.«¹³ Konkret bedeutet dies beispielsweise, dass Metaphern auf ihre Lebendigkeit geprüft werden müssen und dass Vorsicht angesagt ist beim Gebrauch von Adverbien und Adjektiven, welche die Worte festlegen. »Genau sein, aber das Wort nicht auspacken, das Wort ist ein Koffer, in dem viel drin ist«¹⁴, darum geht es der Lyrikerin.

Ein solcher Umgang mit Sprache erfordert viel Sorgfalt und Aufmerksamkeit. Die Dichterin ist im Arbeitsprozess stets in einer paradoxen Situation: Sie benennt ihre einmalige und unverwechselbare Erfahrung, aber in modellhafter Weise, sodass sich viele andere in dem Gedicht wieder finden können, selbst über Jahre hinweg. Das Paradox bietet sich manchmal auch als Stilmittel an, um Spannung oder eine unerwartete Gegenansicht auszudrücken. Eines der bekanntesten Kurzgedichte der Autorin ist ein solches Paradox:

Ich setzte den Fuß in die Luft
und sie trug.¹⁵

Homiletik und Sprache

Eine neue Sensibilität für die Sprache war seit den 1980er-Jahren auch in der Homiletik wahrzunehmen. Dazu zählten beispielsweise das Interesse an der kurzen Formulierung von wesentlichen und aktualisierten Glaubenssätzen und deren Einsatzmöglichkeiten in der Predigt¹⁶, kommunikations- und sprechakttheoretische Aspekte sowie der stärkere Einbezug der Rhetorik, die den Predigenden ein formales Instrument zur Vorbereitung der Predigt und deren Gestaltung anbietet.¹⁷

Im Gespräch mit der Semiotik treten mehr und mehr ästhetische Aspekte in den Vordergrund. Der Tatsache, dass die eine Predigt mit ihren sprachlichen Zeichen sehr verschiedene Menschen in unterschiedlichen Situationen erreichen möchte, kann mit der als »offenem Kunstwerk« gestalteten Predigt Rechnung getragen werden.¹⁸ Im Wechselspiel von Unbestimmtheit und Eindeutigkeit als offenem Such-Raum sollen die Hörenden zur persönlichen Aneignung herausgefordert werden. Dieser offene Such-Raum eröffnet theologisch gesprochen den Spielraum für das Wirken des Geistes im Predigtgeschehen. Dabei können sich Predigende

»*Sprache ist auf
den Dialog angewiesen.*«

weniger hinter vorgegebenen Floskeln verstecken, sondern sind gefordert, die Predigt in einer eigenen erschließungsbedürftigen und interpretationsfähigen Sprache zu formulieren.

Dazu ist eine bildhafte, poetische Sprache besonders geeignet. Poetische, insbesondere metaphorische Sprache kann neuen Sinn erschließen und in weltlicher Sprache von transzendentaler Wirklichkeit sprechen. Indem poetische Sprache über sich selbst hinaus weist, gibt sie (noch ausstehenden) Möglichkeiten schon jetzt sprachliche Realität.

Schließlich haben auch feministische Theologie und Genderfragen die Sensibilität für die Sprache der Predigt gefördert. Feministische Homiletik hebt den Gebrauch einer inklusiven und integrativen Sprache hervor: Frauen und ihre Lebenssituationen sollen explizit angesprochen und sowohl in den biblischen Texten als auch in Predigtbeispielen sichtbar werden. Ein Anliegen feministischer Homiletik ist sodann die Teilnahme für die Benachteiligten im Sinne Jesu, die jede Form von Diskriminierung beim Namen

nennt und die – nicht zuletzt mittels poetischer Sprache – die biblische Vision einer Gemeinschaft von Gleichgestellten wach hält.¹⁹

Dichtungstheorie und Predigtsprache

Was kann nun aus den dichtungstheoretischen Reflexionen Hilde Domins für die Sprache der Predigt gelernt werden? Sprache ist der Ort, an dem der Mensch sich der Wirklichkeit stellt und sie zu verstehen sucht. Damit hängt die Frage nach der Übereinstimmung der sprachlichen Zeichen mit der bezeichneten Wirklichkeit zusammen, das heißt: die Frage nach Wahrheit. Um diese Frage zu klären, ist Sprache auf den Dialog angewiesen, der ihr gleichzeitig zugrunde liegt. Darüber hinaus kann Sprache auf Möglichkeiten verweisen, die (noch) nicht wirklich sind. Insbesondere poetischer Sprache kommt diese erschließende, verwandelnde Kraft zu, weshalb sie besonders geeignet ist, Erfahrungen und Verheißungen des Glaubens in Worte zu fassen. All diese grundsätzlichen Dimensionen von Sprache sind auch für die Predigt und deren Aufgabe bestimmend.

Weshalb und wie lassen sich Überlegungen zur Sprache der Dichtung für die Sprache der Predigt fruchtbar machen? Zunächst und offensichtlich ist sowohl Predigt als auch Gedicht das Resultat von Arbeit mit Sprache. Obwohl beide unter verschiedenen Rahmenbedingungen entstehen, kann also die Homiletik aus der Reflexion über die Sprache des Gedichts Schlüsse ziehen für die Sprache der Predigt. Im Mittelpunkt von Predigt und Gedicht stehen zudem der Mensch und seine Lebenswirklichkeit. Daher kann nach strukturellen Analogien zwischen Predigt und Gedicht, deren Sprache und der Arbeit an der Sprache gesucht werden.

Prediger und Predigerinnen können aus der Dichtungstheorie Hilde Domins für die Sprache der Predigt lernen:

- Predigt hat Menschen in der heutigen Zeit etwas zu sagen, wenn sie wie das Gedicht aus der Unterbrechung des Alltags, aus einem Augenblick der Freiheit und im Blick auf die Situation der Menschen heute stattfindet.
- Im Unterschied zum Gedicht ist Predigt grundsätzlich nicht zweckfrei. Zum neuen Blick auf die Wirklichkeit gehört die Perspektive von Bibel und Tradition.
- Auch Predigt ist formal Unterbrechung und eröffnet einen Freiraum, gesellschaftliche Situationen beim Namen zu nennen. Sie kann zur Selbstbegegnung einladen, aber auch zu einer neuen Sicht der Wirklichkeit aus der Begegnung mit dem Du und der Vision des Reiches Gottes.
- Wer die christliche Botschaft verkündigt, ist inhaltlich gefordert, Position zu beziehen gegen Unmenschlichkeit und Gleichgültigkeit aus dem bedingungslosen Ja Gottes zu jedem Menschen, selbst über den Tod hinaus.
- Wie die Dichterin braucht die Predigerin einen dreifachen Mut: sie selbst zu sein, wahrhaftig zu benennen, d.h. nichts umzulügen, und an die Anrufbarkeit der Menschen zu glauben.
- Musterhaftigkeit, Authentizität und Einmaligkeit sind Eigenschaften, die auch dem Predigttext gut anstehen, wenn religiöse Erfahrungen so zur Sprache kommen sollen, dass die Angesprochenen darin eigene Erfahrungen wiedererkennen oder zu neuen Erfahrungen aus dem Glauben angeregt werden.
- Poetische Sprache ist verwandelte und verwandelnde Sprache, die Erfahrung bewirken will, statt bloß zu benennen. Dies macht sie zur geeigneten Sprache für die Rede von Gott in der Predigt.
- Predigt kommt an ihr Ziel durch die Rezeption der Hörenden. Die »unspezifische Genauig-

keit« ermöglicht die gewünschte Offenheit der Predigt und verhindert gleichzeitig das Abgleiten in Beliebigkeit.

- Das Wissen um den Missbrauch und die Grenzen der Sprache sensibilisiert auch Predigende in ihrem Sprachgebrauch. Die Rede von Gott stößt ebenso wie das Gedicht an die Grenzen von Sprache, weshalb das Schweigen wesentlich zu ihr gehört.

Was darüber hinaus notwendig ist, um so zu predigen, »dass die Sprache stimmt«, ist die Widerständigkeit, das »Dennoch« gegen Unmenschlichkeit und Resignation, wie Hilde Dömin dies eindrücklich in ihrem Leben bezeugt und in ihren Gedichten, beispielsweise in ihrem Gedicht »Sisyphus«, zur Sprache gebracht hat.²⁰

Sisyphus

Variationen auf einen Imperativ von Mallarmé

›Die großen blauen Löcher
die die Vögel machen die argen‹
die schwarzen Risse der Nachrichten
frühmorgens
›stopfe sie
mit unermüdlicher Hand‹

Kämme die Berge
lösche
wische weg
die Kreuzfahrerheere
fahrend zu unheiligen Gräbern
die Löcher die die Kreuzfahrer machen
die argen
stopfe sie
mit unermüdlicher Hand

Und Münder die rufen
mit unermüdlichem Atem
aufgestellt in allen Ländern
und riesige Herzen neue Totems
reibe sie mit Meersand ab
die siebenfältige Herzhaut die arge

Impfe
mit den Tränen der Gefolterten
uns Überlebende
uns Nachgeborene

Die Wege sind krank
Tritte der Kreuzfahrer unermüdliche
müssen geglättet werden
mit den Handflächen unermüdlichen
stopfe
die großen blauen Löcher
die die Flugzeuge machen die argen
und die schwarzen Risse
halte
die Ränder der Wunden zusammen
stopfe die Haut des Planeten
es reißt in unserm Jahrhundert
stopfe
mit unermüdlicher
mit nie ermüdender Hand
rufe
mit nie ermüdendem Atem
die nie ermüdenden Hände

Bergaufwärts gerollt
die Steine
werden Quelle und Brot

Die Dichterin als Ruferin. Sie hat überlebt,
weil sie die Hilfe von Menschen erfahren hat.
»Der Mensch, der gelitten hat, ist eher geneigt,
der Hoffnung Raum zu geben«²¹, ist sie über-
zeugt. Und daher ruft sie, hat sie gerufen, uner-
müdlich, bis zu ihrem letzten Atemzug. »So
kann, so soll man meinen Sisyphus lesen: dass et-
was zumindest durch dies stete Bemühen geän-
dert werden könnte. Dass es versucht werden
muss.«²²

Was könnte der Predigt besser anstehen, als
der Versuch, in diesem Sinne die Welt und das
Zusammenleben der Menschen neu zu sehen
und zur Sprache zu bringen?

Franziska Loretan-Saladin, Dr. theol., ist Lehrbeauftragte für Homiletik an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern. Sie promovierte im November 2007 an der Universität Freiburg/Schweiz (bei Prof. Dr. Leo Karrer) mit der im Artikel vorgestellten Arbeit. Seit 2004 ist sie Radiopredigerin beim Schweizer Radio DRS.

¹ Adolf Muschg, Die gerettete Einzelheit, in: Neue Zürcher Zeitung vom 12./13. Juli 2008, Seite B3.

² Matthias Zeindler, Schriftsteller predigen? Nachwort, in: ders. (Hrsg.), Schriftsteller predigen, Zürich 2006, 159-164, 160.

³ Vgl. Franziska Loretan-Saladin, Dass die Sprache stimmt. Eine homiletische Rezeption der dichtungstheoretischen Reflexionen von Hilde Domin, Freiburg Schweiz 2008.

⁴ vgl. Georg Langenhorst, Theologie und Literatur. Ein Handbuch, Darmstadt 2005, 13-48. Vgl. Loretan-Saladin, Anm. 3, 29-36.

⁵ Vgl. Dorothee Sölle, Das Eis der Seele spalten. Theologie und Literatur in sprachloser Zeit, Mainz 1996, 11-74, 21.

⁶ Vgl. Loretan-Saladin, Anm. 3,

41-44.

⁷ Vgl. Hilde Domin, Wozu Lyrik heute. Dichtung und Leser in der gesteuerten Gesellschaft (1968), Frankfurt a.M. 1993.

⁸ Vgl. Hilde Domin, Das Gedicht als Augenblick von Freiheit. Frankfurter Poetik-Vorlesungen (1988), Frankfurt a.M. 31999.

⁹ Zur Biografie Hilde Domins vgl. Ilka Scheidgen, Hilde Domin. Dichterin des Dennoch, Lahr 2006.

¹⁰ Hilde Domin, Gesammelte autobiografische Schriften. Fast ein Lebenslauf, Frankfurt a.M. 1998, 406.

¹¹ Ebd., 25.

¹² Domin, Anm. 7, 47-48.

¹³ Ebd., 180.

¹⁴ Hilde Domin, Gesammelte Essays. Heimat in der Sprache, Frankfurt a.M. 1993, 300.

¹⁵ 15 Hilde Domin, Gesammelte Gedichte, Frankfurt a.M. 71999, 111.

¹⁶ Vgl. Leo Karrer, Glaubensbekenntnis als Kurzformel des Glaubens, in: Lebendige Seelsorge 53 (2002) 37-40.

¹⁷ Vgl. u.a. Gert Otto, Rhetorisch predigen. Mit einem Beitrag von Ottmar Fuchs, Gütersloh 1981.

¹⁸ Vgl. Gerhard Marcel Martin, Predigt als »offenes Kunstwerk«? Zum Dialog zwischen Homiletik und Rezeptionsästhetik, in: EvTh 44 (1984) 46-58.

¹⁹ Vgl. dazu Andrea Bieler / Hans Martin Gutmann, Rechtfertigung der »Überflüssigen«. Die Aufgabe der Predigt heute, Gütersloh 2008.

²⁰ Hilde Domin, Gesammelte Gedichte, 346-347.

²¹ Domin, Anm. 8, 93

²² Ebd.